

# Der Vortrag mit Hindernissen : ein halber Tag aus dem Leben eines Zerstreuten

Autor(en): **Lüthi, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **175 (1896)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374157>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Vortrag mit Hindernissen.

Ein halber Tag aus dem Leben eines Zerstreuten. Von G. Lüthi.

Herr Theophil Federlin, Sprachlehrer am Gymnasium in Burghausen, ein wohlbeleibter kleiner Herr in den fünfziger Jahren, betrat an einem Freitag Nachmittag im August mit gewichtigen Schritten das Zimmer der ersten Klasse, grüßte seine angehenden Lateiner mit huldvollem Nicken und postirte sich, einen schweren Stoß Hefte und Bücher ächzend und pustend abstellend, hinter dem Katheder.

Es war eine erbärmliche Hitze. Herr Federlin wischte sich mit einem gewaltigen rothen Schnupftuch den Schweiß ab, der ihm in Strömen über den feisten Nacken rann. Dann holte er eine Tabakdose von ungewöhnlichen Dimensionen aus der Hosentasche und führte sich mit großer Umständlichkeit und vielem Geräusch eine Prise zu Gemüthe. Behaglich schmunzelnd zog er endlich ein Brillenfutteral aus der äußeren Brusttasche seines etwas fadenscheinig

glänzenden Rockes und öffnete es bedächtig. Sein eben noch so zufrieden aussehendes Gesicht nahm plötzlich den Ausdruck unangenehmer Ueberraschung an. Das Futteral war leer.

„Sonderbar — äußerst sonderbar!“ murmelte der Herr Professor. „Die Brille muß ich zu Hause liegen gelassen haben. Ich bin doch sonst weder vergeblich noch zerstreut!“

Herr Federlin laborirte nämlich an einer ganz außerordentlichen Vergesslichkeit und Zerstretheit, ob schon er diesen Fehler keinem Menschen gegenüber eingestand. Im Verein mit einer hochgradigen Kurzsichtigkeit hatte ihn seine Zerstretheit schon oft in arge Verlegenheit gebracht. Aber daß er kurzfristig

sei, das ließ er erst recht nicht gelten. Er trug deshalb die Brille nur in seinem Studierzimmer und in der Schule, nie über die Straße.

Heute jedoch war er mit der Brille auf der Nase im Klassenzimmer erschienen; er hatte sie zu Hause abzunehmen vergessen.

Er winkte dem zunächst sitzenden Schüler zu sich heran. „Müller“, sagte er, „geh' mal schnell in meine Wohnung und hole bei meiner Frau meine Brille. Verstehst Du? Die Brille! Sie muß in meinem

Studierzimmer auf dem Pult liegen.“

„Aber erlauben Sie, Herr Professor“, wagte Müller einzuwenden und machte ein merkwürdig verzwicktes Gesicht dazu, als ob er einen Lachreiz gewaltsam unterdrücken müßte.

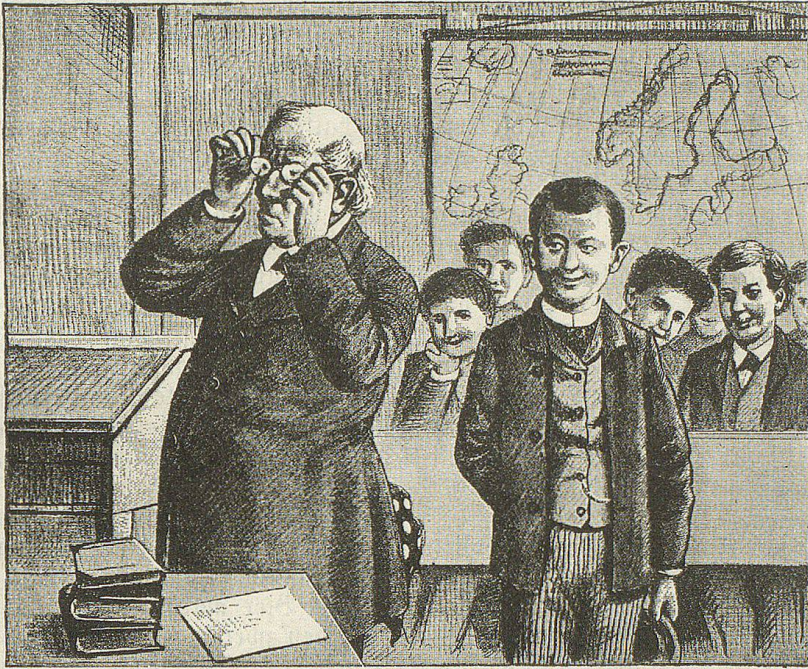
„Sie haben ja —“

Herr Federlin, der nichts weniger leiden konnte als Widerspruch von Seite der Schüler, wurde zornig. „Was habe ich? Die Brille vergessen habe ich, und Du sollst sie

mir holen und zwar sofort. Ich dulde keine Widerrede, absolut keine Widerrede — verstanden?!“

Müller hatte den Professor in aller respektvollen Bescheidenheit darauf aufmerksam machen wollen, daß er ja die Brille auf der Nase habe. Aber dieser kategorischen Aufforderung gegenüber blieb ihm keine Wahl. Er mußte, seiner heiligsten Ueberzeugung zuwider, die Brille an einem Orte suchen, wo sie, wie er zum Voraus wußte, nicht zu finden war. Und er entfernte sich mit verhaltenem Grimm. So ein angehender Lateiner hat halt als Gelehrter in spe auch seinen Charakter.

Herr Federlin, als gewiegter Pädagoge, der auch aus dem unbedeutendsten Vorkommniß eine Nutz-



Wichtig, da ist sie ja! In der That.

anwendung zu ziehen weiß, füllte die Pause bis Müller wieder kam, lehrreich aus, indem er den Schülern eine kleine Vorlesung hielt über die stets unangenehmen, oft sogar verhängnißvollen Folgen der Vergesslichkeit und der Zerstretheit, vor welchen schlimmen Untugenden er sie eindringlich warnte. Er für seine Person sei sonst zwar bekanntlich nichts weniger als zerstreut oder vergesslich. Es sei heute das erste Mal, daß ihm ein solcher lapsus passire, aber schon dieser erste lapsus gereiche, wenn auch nicht ihm selbst, so doch seinen Schülern zum Schaden, weil sie durch denselben eine volle Viertelstunde der kostbaren Unterrichtszeit einbüßen.

Die zukünftigen Leuchten der Wissenschaft, an welche diese salbungsvollen Ermahnungen gerichtet waren, mußten ihre ganze, nicht allzugroße Willenskraft zusammennehmen, um dem beliebten Lehrer, den sie um keinen Preis beleidigen wollten, nicht direkt ins Gesicht zu lachen. Hatte er doch die vermeintlich vergessene Brille während der ganzen Vorlesung auf der röthlich strahlenden Nase!

Nach Verfluß einer starken Viertelstunde erschien der Gymnasiast Müller wieder auf dem Schauplatz — aber selbstverständlich ohne Brille.

„Die Frau Professor sagt“, meldete er mit humoristischem Wippenzucken und einem Ton unverkennbarer Genugthuung, „der Herr Professor habe die bewußte Brille auf seiner werthen Nase gehabt, als er von Hause fortging.“

Herr Federlin griff sich mit beiden Händen an die Augen und machte ein nichts weniger als geistreiches Gesicht.

„Wichtig, da ist sie ja! In der That — ja, in der That! Aber sag' mal, Du Schlingel“ — und damit packte er den ahnungslos vor ihm stehenden unschuldigen Müller beim Kragen und schüttelte ihn wie einen Baum voll reifer Zwetschgen — „warum hast Du mir denn das nicht gleich gesagt?“

„Ich wollte es Ihnen ja sagen“, stieß der arme Müller schluchzend hervor, „aber Sie ließen mich nicht reden!“

Herrn Federlin dämmerte die Erkenntniß auf, daß er im vorliegenden Falle eigentlich im Unrecht sei. Aber er war, wie ihn dächte, blamiert genug, und kein vernünftiger Mensch konnte von ihm verlangen, daß er seine Blamage noch vergrößerte, indem er sein Unrecht dem Müller gegenüber eingestand.

„Faule Ausreden!“ brummte er und nahm in der Aufregung drei Brisen nach einander. „In der That, faule Ausreden.“ Und dann, den unschuldigen „Sünder“ loslassend, mit erhöhter Stimme im Brustton der Ueberzeugung: „Zwei Stunden

Arrest wegen ungebührlichem Benehmen gegenüber dem Lehrer!“

\* \* \*

Als Herr Theophil Federlin Nachmittags 4 Uhr langsamen Schrittes, und mit Behagen den Duft einer feinen „Bremer“ einsaugend, die Schule verließ, befand er sich in einer ausgezeichneten Laune; hatte er doch wieder die lieben Feierabendstunden vor sich, in denen er, frei von dem einförmigen Frohndienst der Schule, sich ungestört dem Genuß des Familienlebens und der Geselligkeit widmen konnte.

Ueberdies empfand er jenes Frohgefühl, mit dem uns das Bewußtsein einer eben vollbrachten guten That erfüllt. Im Verlauf der Lateinstunde war nämlich sein Zorn gegen den Sündenbock Müller (im Grunde genommen war er eigentlich zornig über sich selbst gewesen) vollständig verrochen und er hatte dem unschuldig Verurtheilten die zwei Stunden Arrest großmüthig geschenkt.

Sein Nachhauseweg führte ihn an der Bierhalle zum „Augustinerbräu“ vorbei. Das Doziren hatte ihm Durst gemacht, was bei der fürchterlichen Hundstagshitze nicht zum Verwundern war. Er beschloß deshalb, sich für ein Halbstündchen in der kühlen, schattigen Halle niederzulassen und sich einen Topf „Bairisches“ zu gönnen.

Er trat ein, setzte sich in eine stille Ecke und vertiefte sich, nachdem er bestellt hatte, in die Lektüre des „Burghäuser Tagblattes.“ Herr Federlin gehörte zu den gewissenhaftesten Tagblattesern und gab die Zeitung nie aus der Hand, ehe er sie vom Leitartikel bis zu den Inseraten gründlich durchstudirt hatte.

Das Bier war brilliant. Als ihm der Kellner eben den zweiten Topf servirte, trat ein Herr an seinen Tisch. Es war Dr. Bergmann, sein Hausarzt.

„Ah, guten Abend, Herr Professor! Das ist ja recht nett! Vorgestern verbot ich Ihnen auf's Strengste den Biergenuß und heute schon muß ich Sie zu meiner tiefsten Bekümmerniß beim „Bairischen“ treffen. Nichts für ungut, aber da hört nach meiner unmaßgeblichen Ansicht denn doch Verschiedenes auf. Wenn man sich wenigstens noch mit einem „Dreier“ begnügt hätte — aber nein, der Mensch kneipt en gros! Ein „Großes“ mußte es sein; vielleicht ist's sogar schon das zweite, was weiß ich!“

Das verblüffte Gesicht, mit welchem der Professor diesen Sermon anhörte, hätten seine jungen Lateiner sehen sollen. Sie hätten sich göttlich amüßirt.

Er brauchte geraume Zeit, um sich von seinem Schrecken zu erholen.

„Dumm — sehr dumm!“ entfuhr es ihm endlich mit gepreßter Stimme. „Dieses Bierverbot hatte ich nun wirklich vergessen — in der That, vollständig vergessen. Soll aber in Zukunft nicht mehr vorkommen, Doktor. Sie dürfen sich darauf verlassen — ganz bestimmt darauf verlassen!“

Mit nervös zuckender Hand ließ Herr Federlin zwei oder drei große Verlegenheitsrisen in seinem ziemlich umfangreichen Riechorgan verschwinden.

Den gutmüthigen Doktor wollte es fast reuen, daß er den Professor so unwirsch angefahren hatte.

„Na, na“, sagte er begütigend. „Deswegen brauchen Sie sich nun nicht aufzuregen. Leeren Sie

den Topf, der nun doch einmal da ist, in aller Gemüthsruhe; sterben werden Sie deßhalb nicht. Aber von heute an erbitte ich mir strikteste Befolgung des Bierverbotes — nicht wahr, Herr Professor? Und nun leben Sie wohl; ich hab's eilig.“

Mit diesen Worten leerte der Doktor sein „Stehseidel“ mit studentischer Schneidigkeit und verschwand.

\*  
Beruhigt durch die beschwichtigenden Abschiedsworte seines Leibarztes, setzte der Professor die Lektüre des Tagblattes fort. Er kam zu den Inseraten. Blöcklich stutzte er und murmelte: „Kurios — wirklich sehr kurios!“

Unter der Rubrik „Vereinsanzeigen“ las er nämlich Folgendes:

Literarische Freitagsgesellschaft in Althofen.

4. August, Abends 8 Uhr, im „Löwen“: Vortrag von Herrn Professor Federlin in Burghausen über „Gottfried Keller.“

Er rieb sich die Stirne und besann sich: „Professor Federlin? Federlin — Donnerwetter, das bin ja ich! Den Vortrag hätte ich nun beinahe

vergessen — wahrhaftig, beinahe vergessen! Es ist doch gut, wenn man im Tagblatt regelmäßig die Inserate liest!“

Es war fast sechs Uhr, als Herr Theophil Federlin durch das Inserat im „Burghausener Tagblatt“ daran erinnert wurde, daß er am gleichen Abend um acht Uhr in Althofen einen Vortrag über Gottfried Keller halten mußte. Von Burghausen bis Althofen ist's fast eine Stunde Eisenbahnfahrt. Er mußte also mit dem 7 Uhr-Zug verreisen, wenn er der eingegangenen Verpflichtung nachkommen wollte. Welche Blamage für ihn, wenn die ganze literarische Freitagsgesellschaft mitsammt den eingeladenen Gästen

vergeblich auf den Vortrag warten mußte!

„Wie man aber auch so etwas vergessen kann!“ schalt sich Herr Federlin. Er war in diesem Moment kolossal entriistet über sich selbst, was schon daraus hervorging, daß er seiner Nase eine Prise um die andere zuführte. Er verspürte große Lust, sich selbst an den Haaren zu fassen, erinnerte sich jedoch rechtzeitig an seine Glasköpfigkeit, welche ihm diesen Luxus verbot.

„Jetzt ist's aber die höchste Zeit — wahrlich die höchste Zeit“, dachte er, „wenn ich mich vor der Abfahrt des Zuges noch in salonfähigen Zustand versetzen will!“

Und ohne sich Zeit zu nehmen, seinen „Nest“ zu trinken, stürzte er sich, wie von Taranteln gestochen, aus dem Lokal in's Freie.

Raum war er auf der Straße, da fühlte er sich am Hockschöß gezipft. Es war der Kellner, der ihn nicht kannte, weil er sonst nicht im „Augustinerbräu“ verkehrte und der deshalb glaubte, er habe es mit einem Zechpreller zu thun.

„Entschuldigen Sie, mein Herr, Sie haben zwei „Bayrische“, macht 50 Centimes!“



„Härense, Herr Kollega“, sagte dieser, „des is mer denn doch een Wischen je stark!“

„Richtig! In der Eile ganz vergessen! Nicht mit Absicht — auf Ehre, nicht mit Absicht!“ stammelte der Professor beschämt, indem er die Börse zog, seine Beche bezahlte und weiter stürmte.

Der Kellner schaute ihm kopfschüttelnd nach. „Das ist kein Zechpreller“, sprach er zu sich selbst. „Dem armen Teufel rappelt's im Oberstübchen! Ach, du lieber Himmel, hat der Mann Pech; jetzt rennt er gewiß den Langohr des Gemüsehändlers über den Haufen!“

In der That stieß Herr Federlin, der mit gesenktem Haupte dahintrabte, soeben mit einem Esel zusammen, der, vor einen Gemüswagen gespannt, philosophisch mit den Ohren zuckend, mitten auf der Straße stand.

Der Professor erschrock so sehr, daß er fast hintüber fiel. Einen Moment starrte er das Grauthier mit großen, entsetzten Blicken an. Dann rannte er in beschleunigtem Tempo weiter, um nach kaum dreißig Schritten einen zweiten Zusammenstoß zu erleben, der den ersten an Heftigkeit weit übertraf.

„Hol's der Teufel!“ stieß er wüthend heraus. „Schon wieder so ein verfluchtes Vieh!“

Doch was mußte er sehen: Vor ihm stand niemand anders als die lange, hagere Figur des Herrn Dr. Lämmchen, des Rectors des Gymnasiums in Burghausen, eines gemüthlichen Sachsen.

„Härense, Herr Kollega“, sagte dieser, indem er sich bückte und den Hut aufhob, der ihm bei dem Anprall vom Kopf gefallen war. „Härense, des is mer denn doch een Bischen ze stark!“

Professor Federlin befand sich in rathloser Verlegenheit. „Pardon, Herr Kollega“; stammelte er. „Tausendmal Pardon. Es waltet hier eine Verwechslung ob. In der That eine äußerst fatale Verwechslung; ich hielt Sie nämlich für einen Esel, Herr Kollega. Morgen werde ich Ihnen Alles erklären. Momentan habe ich's leider pressant — wirklich ganz außerordentlich pressant. Es ist wegen dem Gottfried Keller, wissen Sie, wegen dem Gottfried Keller. Empfehle mich Ihnen, Herr Kollega!“

Und fort war er. Der gute Rector Lämmchen aber war ganz perplex und gab sich im Weitergehen vergebliche Mühe, sich aus der sonderbaren Entschuldigung seines Kollegen etwas Vernünftiges zusammenzureimen.

Wie aus der Kanone geschossen, mit einer Schnelligkeit, die ihm bei seiner Korpulenz kein Mensch zugetraut hätte, flog der Professor in seiner Wohnung die drei steilen Treppen hinauf und in die Stube. Er wollte fast aus der Haut fahren, als seine Frau nicht gleich zur Stelle war.

„Regula!“ rief er mit dröhnender Stimme, daß man die Posaune des jüngsten Gerichts zu hören meinte. „Re—gu—laaa!“

Er schoß wie eine Hummel in der Stube herum. „Es ist ein Jammer mit diesen Weibern — wirklich ein Jammer! Wenn man einmal ein paar Minuten nach der Polizeistunde nach Hause kommt, dann sind sie immer pünktlich zur Stelle — ganz impertinent pünktlich. Dann sind sie expreß bis Mitternacht auf geblieben, um ja nicht etwa die Gelegenheit zu einer Moralpredigt zu verschlafen. Aber wenn man sie sofort haben sollte — ja Bauer, das ist ganz was Anderes! Dann sind sie unsichtbar — ganz und gar unsichtbar! — Re—gu—laaa!“

Er zog die Uhr. Halb sieben. „Es ist rein zum Teuf — ah, da bist Du ja endlich! Es ist aber auch die höchste Zeit; ich suche in allen Kasten herum und finde nichts, aber auch rein gar nichts!“

Frau Regula Federlin, welche eben aus dem Keller kam, hatte schon auf der Treppe den letzten Ruf ihres Herrn Gemahls vernommen und war ganz bestürzt herbeigeeilt.

„Um Gotteswillen, Theophil, was gibt's denn, was suchst Du? Du erschreckst mich ja!“

„Was ich suche? — Ja, was suche ich denn eigentlich? Richtig, jetzt fällt's mir wieder ein: Kleider suche ich — schwarze Kleider; und Wäsche — reine Wäsche; und den Hut — den neuen Hut. Kurz, Alles, was zu einer anständigen Gesellschafts-toilette gehört! Jetzt ist's halb sieben. Mit dem 7 Uhr-Zug muß ich verreisen, nach Althofen, um einen Vortrag zu halten in der Freitagsgesellschaft über Gottfried Keller. Es steht im „Tagblatt.“ Also schnell herbei mit dem Plunder! Schnell!“

Und athemlos, feuerroth vor Aufregung, rennt Herr Theophil Federlin in sein Zimmer.

Auf dem Weg zum Bahnhof hinkte der Professor so auffallend, daß ihm alle Bekannten, die ihm begegneten, verwundert nachschauten. Er hatte einen stechenden Schmerz im rechten Fuß; der Schuh drückte ihn nämlich fürchterlich, was ihm total unerklärlich war, weil er für den heutigen Abend, mit Rücksicht auf das lange Stehen während des Vortrages, absichtlich gerade sein bequemstes Paar Stiefel gewählt hatte. Die Ursache seiner Schmerzen, von der er jedoch keine Ahnung hatte, war eine sehr natürliche: Er hatte in der Eile und Aufregung seinen ganzen Fußbekleidungs-vorrath durcheinander geworfen und dann am Ende richtig zwei linke Stiefel angezogen.

Ob schon er bei jedem Auftreten des rechten Fußes mit den Zähnen aufeinanderbeißen mußte, um einen

Schmerzenschrei zu unterdrücken, humpelte der bedauernswerthe Herr Federlin mit spartanischer Selbstüberwindung im schnellsten Tempo, das ihm seine Wohlbeleibtheit gestattete, zum Bahnhof.

Er war so glücklich, den 7 Uhr-Zug noch zu kriegen; aber es war die höchste Zeit gewesen, denn kaum hatte er die Waggonthüre hinter sich, setzte sich der Zug auch schon in Bewegung.

Halbtodt vor Schmerz, Aufregung und Hitze ließ er sich auf den weichgepolsterten Sitz niederplumpfen.

Er leuchte und püstete, wie eine Lokomotive. Zum Glück befand er sich als einziger Passagier in dem

Coupe II. Klasse und konnte es sich ungenirt bequem machen. Vor Allem zog er sich den Stiefel vom rechten Fuß, der ihn so grausam plagte. Ah — wie das wohlthat, von dem fürchterlichen Fußpanzer für eine Weile befreit zu sein!

Wenn es ihm nur nicht so furchtbar heiß gewesen wäre! Da saß er nun schon seit 5 Minuten, und immer noch rieselten ihm ganze Bächlein von Schweiß über das dunkelroth glühende, feiste Antlitz. Es herrschte eine unerträgliche Schwüle in dem Coupe. Herr Federlin ließ ein Fenster herunter. Wie angenehm spielte ihm der Wind um das kahle Haupt, während er sich mit dem Schnupftuch die letzten Reste der allmählig versiegenden Schweißbächlein vom Gesicht wischte.

„Doooh!“ Jetzt hat er richtig das Schnupftuch fallen lassen! Er ist heute ein ganz ausgesprochener Pechvogel. Lustig flatternd fliegt das rothe Tuch davon, um nach kurzer Luftfahrt hoch oben in den Zweigen eines Birnbaumes hängen zu bleiben.

Nun, das ist ja schließlich kein Unglück. „Hin ist hin, verloren ist verloren!“ denkt der Professor mit Bürgers Lenore. „Der Verlust ist nicht unerseßlich.

Schnupftücher sind ein billiger Artikel; im 50 Rappen-Bazar in Althofen kauf' ich mir im Vorbeigehen ein neues.“

Der Abendzug, mit welchem Herr Federlin reiste, wurde fast ausschließlich von Passagieren III. Klasse benützt. Auf den drei Zwischenstationen bis Althofen blieb er deshalb alleiniger Inhaber seines Coupés II. Klasse und er richtete sich so behaglich wie möglich ein, indem er sich, die kurzen Beine auf dem Polstersitz ausstreckend, halb liegend in die weiche Ecke drückte.

Die Schwüle des Tages, im Verein mit den er-

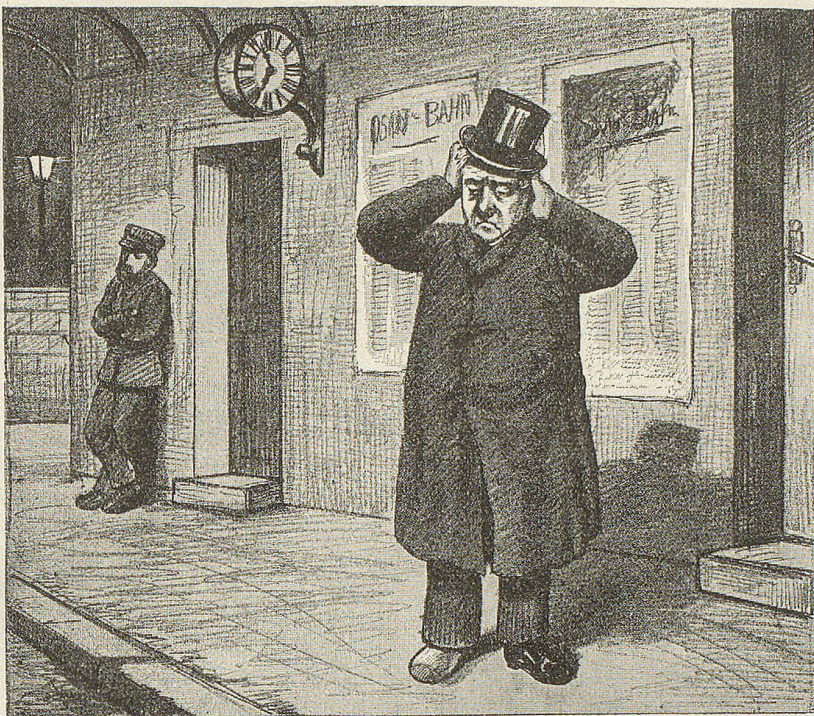
lebten Anstrengungen und Aufregungen, verfehlte ihre Wirkung nicht. Herr Federlin war allmählig sanft eingenickt und befand sich bereits in dem

Uebergangsstadium vom Schlummer zum Schlaf, als ihn der Ruf des Kondukteurs: „Althofen!“ jählings aufschreckte.

Halbträumend noch, ergriff er mechanisch Hut und Stock, und ein paar Sekunden später stand er tief athmend auf dem Perron, froh da-

rüber, dem Zug, der sich soeben wieder langsam in Bewegung setzte, im letzten Augenblick noch glücklich entronnen zu sein. Aber seine Freude sollte nicht lange dauern. Schon beim ersten Schritt, den er that, machte er eine niederschmetternde Entdeckung: Sein rechter Fuß war nur mit einem Strumpf bekleidet; er hatte den ausgezogenen Stiefel in der Eile und Schlaftrunkenheit im Coupe liegen gelassen.

Da hört nun allerdings Verschiedenes auf! Jeder Mensch kann Pech haben. Es giebt sogar wahrscheinlich keinen Menschen, der noch nie Pech gehabt hat. Aber Alles hat seine Grenzen. Auf dem Bahnperron stehen, nur einen einzigen Stiefel anhaben und drei Minuten später in der literarischen Freitags-



„Fatal!“ murmelte er, „sehr fatal.“

gesellschaft einen Vortrag über Gottfried Keller halten sollen — nein, ein solches Pech geht denn doch über alle Grenzen!

Das waren ungefähr die Gedanken, die Herr Theophil Federlin im ersten Moment durch's Gehirn schossen, nachdem er die „Stiefellosigkeit“ seines rechten Fußes entdeckt hatte.

Inzwischen hatte sich der Perron geleert und er stand noch ganz „allein auf weiter Flur.“

„Fatal!“ murmelte er, indem er sich im Haar, oder vielmehr an der Glaze kratzte. „Sehr fatal! Ganz außerordentlich fatal! Was ist nun da zu machen? Ein Stiefel muß her um jeden Preis!“

Am Eingang zum Perron lehnte gähmend ein einsamer Dienstmann. Er war der einzige Repräsentant dieser sonst nur in größeren Städten zu findenden Menschenspezies, dessen sich das kleine Althofen rühmen konnte. Bei seinem Anblick kam dem Professor eine rettende Idee. Trotz der schon etwas vorgerückten Abenddämmerung sah er, daß der Mann ein Paar noch ziemlich gut erhaltene und sauber gepuzte Stiefel an den Füßen hatte. Diese Stiefel mußte er haben; dann war ihm geholfen! Zu klein waren sie ihm wenigstens nicht, das sah er auf den ersten Blick.

„He, Dienstmann!“ rief er den Gähnenden von hinten an. Dieser schrak bei der unerwarteten Anrede sichtlich zusammen und vergaß fast, den Mund zuzumachen.

„Na, guter Mann“, sprach Herr Federlin wohlwollend, „Sie brauchen nicht zu erschrecken, es gibt ein Geschäft. Ich möchte Ihnen Ihre Bottinen abkaufen, die Sie an haben.“

Der Angesprochene maß den Professor mit mißtrauischen Blicken. Er war überzeugt, daß er es offenbar mit einem Verrückten zu thun hatte.

„Nun, Sie brauchen mich gar nicht so dumm anzugucken“, fuhr Herr Federlin ungeduldig fort. „Es ist mir Ernst — heiliger, bitterer Ernst. Ich habe einen Stiefel im Bahncoups liegen gelassen und bin deshalb in Verlegenheit — wirklich in einer ganz niederträchtigen Verlegenheit. Also machen Sie's kurz, die Sache pressirt. Kann ich Ihre Bottinen haben, und wenn ja, was kosten sie?“

Ein Blick auf die Füße des Fremden überzeugte den Dienstmann, daß diesem wahrhaftig ein Stiefel fehlte. Er besann sich einen Moment. Der Herr war in seiner mißlichen Situation ohne Zweifel fähig, ihm seine alten Bottinen für neue zu bezahlen. Warum sollte er also die Gelegenheit zu einem so vortheilhaften Handel nicht benützen?

„Für 22 Franken können Sie sie kriegen“, antwortete er rasch entschlossen.

„Her damit!“ rief der Professor, und der Andere entledigte sich dienstfertig seiner Fußbekleidung.

„Hören Sie, Mann“, knirschte Herr Federlin, während er die Bottinen anzog, die ihm mindestens um einen Drittel zu groß waren, „Sie sind eigentlich ein unverschämter Kerl. In der That, ein ganz unpertinent unverschämter Kerl, denn diese unförmlichen Dinger sind alt und kaum 10 Franken werth. Aber einerlei, der Handel gilt; hier ist das Geld, und hol' Sie der Kuckuck, Sie ordinärer Galgenstrick, Sie!“

\* \* \*

Durch den Handel mit dem Dienstmann hatte Herr Theophil Federlin zehn kostbare Minuten eingebüßt. Jetzt hieß es sich beeilen, um die literarische Freitagsgesellschaft nicht allzulange auf den bestellten Referenten warten zu lassen. Aber die großen, genagelten, theuer erworbenen Bottinen hingen ihm bleischwer an den Füßen, als er mit gewaltigem Geklapper das holprige Pflaster des Bahnhofplatzes überschritt.

Jetzt war er am Eingang der Hauptgasse des Städtchens. Ja, wo mußte er denn eigentlich hin? Er hatte den Namen des betreffenden Gasthofs radikal vergessen! Ein Thiername war es, soviel wußte er noch.

Doch schau, da rechts: „Gasthof zum Bären!“ Wichtig, so heißt es ja!

Auf der Freitreppe steht der Portier.

„He, Portier! Nicht wahr, hier hat die literarische Freitagsgesellschaft ihr Lokal?“

„Bedauere — nein! Die literarische Gesellschaft domizilirt im „Löwen“, hier rechts, fünf oder sechs Häuser weiter oben!“

„Ach ja, im „Löwen“, nicht im „Bären!“ Danke bestens! Daß es ein Raubthier ist, war mir innerlich, aber ich wußte nicht mehr, welches.“

Den „Löwen“ fand der Herr Professor ohne weitere Schwierigkeiten.

Als er das Lokal der Freitagsgesellschaft betrat, fand er daselbst schon die ganze Elite der gebildeten Gesellschaft männlichen Geschlechts von Althofen versammelt. Die Uhr rückte auf halb neun Uhr. Er war somit fast eine halbe Stunde zu spät eingetroffen.

Bei seinem Eintritt gab es ein beifälliges Gesumme und Gemurmel. Er bemerkte zu seiner großen Beruhigung, daß ihm sein verspätetes Eintreffen nicht übel genommen wurde. Die guten Leute in Althofen hatten halt einmal gelesen oder sagen gehört, Zuspätkommen sei „nobil“ und sie glaubten es.

Nach kurzer, feierlicher Begrüßung durch das Vereinspräsidium nahm Herr Professor Theophil

Federlin seinen Rednerplatz ein, hinter einem Tischchen, auf dem man eine Flasche Wasser und ein Trinkglas aufgestellt hatte.

Glocke des Präsidenten. Allgemeine Stille. Das Präsidium stellte den „verehrten Anwesenden“ den Referenten vor, „Herrn Professor Federlin aus Burghausen, einen der berufensten Kenner unserer vaterländischen Literatur, welcher sich in verdankenswerthester Weise bereit erklärt hat, uns einen Vortrag zu halten über Leben und Werke unseres großen schweizerischen Dichters Gottfried Keller.“

Herr Federlin leitete seinen Vortrag mit einem Lebensabriß des verstorbenen Dichters ein, um sodann zur Besprechung seiner bedeutendsten Werke überzugehen. Er hatte den gleichen Vortrag schon in zwei Gesellschaften in Burghausen gehalten. Das Thema war ihm deshalb geläufig, und da er überdies durch eine lebhaft, anziehende Darstellung zu fesseln wußte, so folgten die Zuhörer seinen Ausführungen mit großem Interesse.

Der Entstehungsgeschichte des „Grünen Heinrich“, seines Lieblingsbuches, widmete er eine besonders eingehende Darstellung. Hier bedurfte er einiger Daten, die ihm aber momentan entfallen waren. Der Strom der Rede wollte in's Stocken gerathen. Doch auf solche Eventualitäten hatte er sich glücklicherweise vorgeesehen, indem er sich zu Hause ein Schema mit wegleitenden Notizen anlegte. Schnell griff er in die Brusttasche, um die Notizen hervorzuholen.

Es befand sich kein Papier in der Tasche.

Allmächtiger Himmel, jetzt fällt's ihm ein: Er hat in der Eile die Notizen zu Hause in seinem Werktagsrock stecken lassen!

Doch, um's Himmelswillen, nur kaltes Blut, sonst ist er verloren! Zeit gewinnen, um sich zu besinnen,

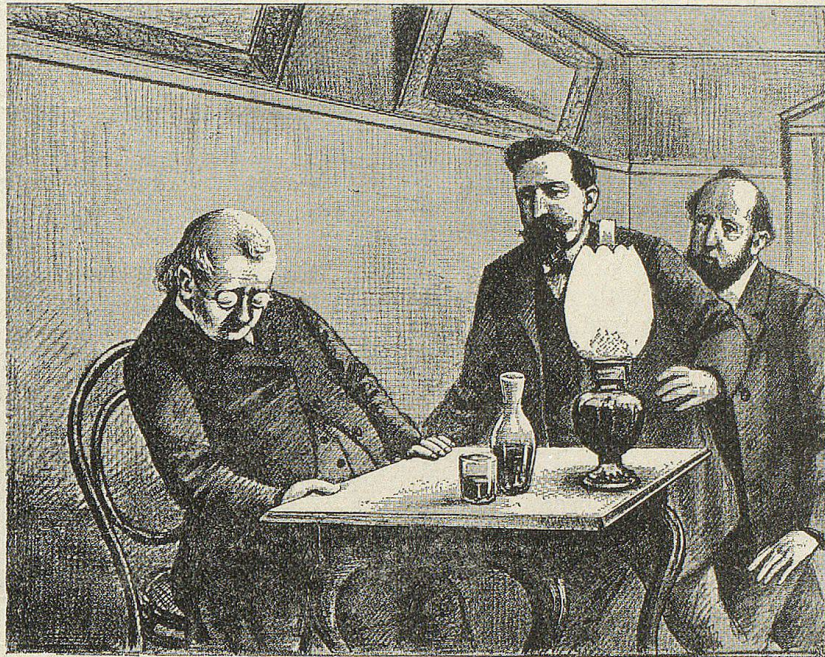
das ist in solchen Fällen der einzige Rettungsweg. Hiefür gibt es ein sehr einfaches, allgemein gebräuchliches Mittel: Man schneuzt sich in möglichst umständlicher Weise die Nase. Schon ein wenig nervös, greift er mit zitternder Hand nach dem Schnupftuch — zuerst in die linke hintere Rocktasche, dann in die rechte. Beide sind leer! Mit Schrecken entsinnt er sich plötzlich, daß er ja auf der Herfahrt das Tuch aus dem Waggonfenster fliegen ließ und dann nachher wegen der unseligen Stiefelgeschichte richtig vergessen hat, sich ein anderes zu kaufen.

Es entsteht eine peinliche Pause, während der er sich ein Glas Wasser einschenkt und dasselbe austrinkt, ohne daß es ihm jedoch bei seiner stets wachsenden Aufregung gelingen will, den verlorenen Faden seines Vortrages wiederzufinden.

Im Publikum macht sich bereits eine gewisse Unruhe bemerkbar und die Situation des bedauerwerthen Referenten beginnt nachgerade unhaltbar zu werden. Da endlich, endlich kommt

ihm eine rettende Idee: Durch Vorlesen einiger Citate aus dem „Grünen Heinrich“ wird er ganz bestimmt wieder ins richtige Geleise kommen. Aber wo ist der „Grüne Heinrich?“ Wo der ist, das wissen die Götter, denn erst jetzt fällt es ihm ein, daß er nicht nur einen Stiefel, sondern auch ein Packet, enthaltend einige Bände von Gottfried Kellers Werken, im Eisenbahncoups zurückgelassen hat!

Notizen, Schnupftuch, „Grüner Heinrich“ — Alles zum Ruckuck! Das ist zu viel des Beches auf einmal für den armen Herrn Theophil Federlin, der schon durch die vorhergegangenen Aufregungen dieses unglückswangeren Nachmittags weit stärker hergenommen wurde, als es seine Konstitution ertrug, besonders wenn man dazu noch bedenkt,



Den Rand des vor ihm stehenden Tischchens ergreifend, sinkt er in ohnmachtähnlicher Verfassung auf seinen Stuhl zurück.



daß er vor lauter Gile seit der Mittagsmahlzeit noch gar nicht dazu gekommen war, auch nur einen einzigen Bissen Speise zu genießen.

Es wird ihm schwindlig. Ihm ist, als tanze die ganze hochachtbare literarische Freitagsgesellschaft von Althofen vor seinen Augen im Kreise herum. Wie ein Fisch auf dem Trocknen nach Luft schnappend und mit den tastenden Händen den Rand des

### Das fatale Fremdwort.

Während der Regierungszeit des Herzogs Ferdinand von Anhalt war der Weg zwischen zweien seiner Dörfer in einem wahrhaft entseklischen Zustand, jedes Fuhrwerk blieb darin stecken, und kein Fußgänger konnte ihn passiren. Die Bauern, welche diesen Weg in gutem Zustande zu erhalten hatten, regten weder Hand noch Fuß dazu; bald hatten sie keine Zeit, dann wieder kein Geld, wie überhaupt keine Lust dazu.

Als aber eines Tages auch der Herzog mit seinem Wagen im Schlamm stecken geblieben war, bekam die Sache eine andere Wendung. Er ließ den Schulzen des Dorfes vor sich kommen und schnauzte ihn an: „Nun habe ich aber Eure Schlamperei satt! Ihr wollt wohl mit der Ausbesserung des Weges warten, bis einmal Euer eigener Herzog den Hals gebrochen hat!“

„Herr Herzog“, entschuldigte sich der Schulze, „meine Schuld ist es nicht. Die Bauern —“

„Ach was, die Bauern!“ unterbrach ihn der Herzog. „Ihr seid Schulze! Ihr müßt die Leute persuadiren (überreden)! Versteht Ihr mich?“

Ganz trübselig gestimmt schlich der Schulze heimwärts. Er sollte die armen Bauern „perschwadiren.“ Ja, was war denn das? Gewiß eine neumodische, eine entseklische Strafe. Die Bauern waren seine Verwandten, Freunde und Bekannten, und die sollte er alle „perschwadiren;“ das that ihm doch gar zu leid.

Zu Hause angekommen, versammelte er die Gemeinde und trug die Sache vor. Die Leuten kamen aber wieder auf ihre alten Sprünge: wegen der bevorstehenden Ernte hatten sie keine Zeit, auch sei das Geld rar, und das sei doch auch zu bedenken, und der Weg laufe nicht fort, der könne noch lange in Ordnung gebracht werden.

„Es hilft Alles nichts“, entgegnete der Schulze, „der Weg muß jetzt ausgebessert werden, oder soll ich Euch Alle perschwadiren? So hat es der Herzog befohlen. Ihr versteht mich doch?“

Die Bauern sahen einander eine Weile stumm und verdutzt an. Perschwadiren! Was war denn

vor ihm stehenden Tischchens ergreifend, sinkt er in ohnmachtähnlicher Verfassung auf seinen Stuhl zurück.

Einige der zunächst Sitzenden springen ihm, tödtlich erschrocken, zu Hülfe, und das Präsidium erklärt die Versammlung unter allgemeiner großer Unruhe für aufgehoben, indem es mittheilt, daß der Herr Referent plötzlich unwohl geworden sei.

das wieder für eine Strafe? Endlich nahm ein Aelter das Wort und sagte: „Na, Nachbarn, nun kann das Weigern nichts mehr helfen! Perschwadiren lassen wir uns nicht!“

Bereits am folgenden Tage fuhren die Bauern Steine und Sand herbei, und in acht Tagen war der Weg richtig ausgebaut.

### Einer wie der Andere.

Antiquar (zu einem Berufsgenossen): „Sollt' mer glauben, was der Böble in Mainz is for e schlechter Kerl! Schreibt er mer jüngst, ich sollt' ihm schicken zwei Meißner Figürcher, worauf ich ihm hab' geschickt zwei feine Figürcher, e Schäfer und e Schäferin. Läßt er nix von sich hören vierzehn Tag. Dann kommen mit der Post die Figürcher zurück und e Brief von Böble, wo er schreibt: „Er könnt' die Figürcher nit verwende, se wär'n em zu teuer.“ Schreib' ich dem Böble: „Es wär' mer leid, ich könnt' die Figürcher nit zurück nemme, denn die Schäferin wär' kaput.“ Antwortet mer der Böble: „Des ging' ihn nix an, die Schäferin sei schon vorher kaput gewese, er könnt' zwei Zeuge d'für beibringe.“ Und die Figürcher sind doch heut' noch ganz! ... So e Schuft!“

### Die Japanesen — keine Menschen.

Zwischen einem Hoffriseur in Berlin und einer jungen Dame aus den „höchsten Ständen“ wurde jüngst folgendes Gespräch geführt: Dame: „Der Zopf, den ich hier neulich bei Ihnen kaufte, ist ja ganz anders wie andere Zöpfe!“ — Friseur: „Gnädige Frau dürfen sich darüber nicht wundern; ein Zopf von einem halben Meter Länge, der nur 10 Mark kostet, muß anders sein als einer, der 10 Friedrichs d'or kostet. Sie wollen mir gewiß erzählen, daß der Zopf sich nicht austämmen läßt.“ — Dame (seufzend): „Ganz recht, ich habe mir die Hände daran wund gekämmt, woran liegt denn das um des Himmels willen?“ — Friseur (verächtlich): „Gnädige Frau — dacht' ich — hätten gewußt, daß man für 10 Mark keine Menschenhaare kaufen kann, der Zopf ist eben aus Japanesenhaaren!“